

Pierre Bourdieu

Was heißt sprechen?

Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches



new academic press

Pierre Bourdieu

Was heißt sprechen?

Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches

Mit einer Einführung von John B. Thompson

Übersetzt von Hella Beister

2., erweiterte und überarbeitete Auflage

Übersetzt aus dem Französischen von Hella Beister

Titel der Originalausgabe:

Pierre Bourdieu: Ce que parler veut dire. L'économie des échanges linguistiques
© 1982, Librairie Arthème Fayard, Paris

© Einführung: John B. Thompson 1991.

In: Pierre Bourdieu: Language and Symbolic Power
1991, Polity Press, Cambridge [ISBN 0-7456-0097-2]

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie
der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch
Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert,
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 1990 by Wilhelm Braumüller Universitäts-Verlagsbuchhandlung Ges.m.b.H.
2., erweiterte und überarbeitete Auflage 2005

© 2015 by new academic press
unveränderter Nachdruck der 2. Auflage

www.newacademicpress.at
ISBN 978-3-7003-1518-6

Satz und Cover: Mario Nepraunig
Druck: Primerate, Budapest

Inhaltsverzeichnis

John B. Thompson: Einführung	1
Einleitung	37
I. Die Ökonomie des sprachlichen Tausches	41
1. Produktion und Reproduktion der legitimen Sprache	47
2. Preisbildung und Vorwegnahme des Profits	73
II. Sprache und symbolische Macht	99
1. Die autorisierte Sprache: die gesellschaftlichen Bedingungen der Wirkung des rituellen Diskurses	101
2. Einsetzungsriten	111
3. Die Macht der Repräsentation	121
4. Beschreiben und Vorschreiben: Die Bedingungen der Möglichkeit der politischen Wirkung und ihre Grenzen	131
III. Diskursanalysen	141
1. Zensur und Formgebung	143
2. Ein Wichtigkeitsdiskurs. Einige soziologische Betrachtungen über „Einige kritische Betrachtungen zu <i>Das Kapital lesen</i> “	171
3. Die Wissenschaftlichkeitsrhetorik: Beitrag zu einer Analyse des Montesquieu-Effekts	189
Namenregister	199

Einführung

Als kompetenten Sprechern ist uns bewusst, auf wie viele verschiedene Weisen im sprachlichen Austausch Machtverhältnisse zum Ausdruck kommen können. Wir sind sensibel für die Varianten von Akzent, Intonation und Vokabular, in denen sich unterschiedliche Positionen in der sozialen Hierarchie widerspiegeln. Uns ist bewusst, dass Menschen mit unterschiedlichen Graden von Autorität sprechen, dass Worte unterschiedliches Gewicht haben können, je nach dem, wer sie ausspricht und wie er sie ausspricht, und dass daher manche Worte, wenn sie unter bestimmten Umständen geäußert werden, eine Macht und eine Überzeugungskraft bekommen, die sie sonst nicht hätten. Wir sind Experten in den unzähligen und subtilen Strategien, Worte als Mittel zu Nötigung und Zwang zu benutzen, als Instrumente der Einschüchterung und Beschimpfung, als Ausdruck von Höflichkeit, Herablassung, Verachtung. Kurz, uns ist bewusst, dass Sprache ein integraler Bestandteil des sozialen Lebens mit all seinen Listen und Ungerechtigkeiten ist und dass ein Gutteil unseres sozialen Lebens darin besteht, im tagtäglichen Fluss der sozialen Interaktion gewohnheitsmäßig sprachliche Ausdrücke auszutauschen.

Nun ist es jedoch weitaus einfacher, ganz allgemein festzustellen, dass Sprache und soziales Leben nicht voneinander zu trennen sind, als diese Feststellung fundiert und schlüssig zu entwickeln. Die heutigen geisteswissenschaftlichen Disziplinen, die sich besonders mit der Sprache befassen, haben in dieser Hinsicht manche Klärung gebracht, sind aber auch mit einer Reihe von Mängeln behaftet. In manchen Zweigen der Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft und Philosophie zum Beispiel neigt man dazu, sich unter dem sozialen Charakter der Sprache etwas ziemlich Abstraktes vorzustellen, so als liefe er auf wenig mehr als die Tatsache hinaus, dass die Sprache, wie Saussure es einmal formuliert hat, ein kollektiver „Schatz“ ist, den sich alle Mitglieder einer Gemeinschaft teilen. Was solche Sichtweisen vermessen lassen, ist eine Erklärung der konkreten, komplizierten Art und Weise, wie Sprachpraxis und sprachliche Produkte für jene Formen von Macht und Ungleichheit, die die stets gegenwärtigen Merkmale von real existierenden Gesellschaften sind, eingespannt und von ihnen geformt werden. Soziologen und Soziolinguisten haben sich schon eher mit dem Wechselspiel zwischen der Sprachpraxis und den konkreten Formen des sozialen Lebens befasst; doch tendieren sie in ihren Arbeiten – wenn auch nicht ausnahmslos – dazu, sich derart in die empirischen Details der Varianten von Akzent oder Sprachgebrauch zu versenken, dass der Bezug zu den allgemeineren theoretischen Anliegen und Erklärungsansätzen verloren zu gehen droht. Die Gesellschaftstheoretiker schließlich haben, wenn sie ihre Aufmerksamkeit auf die Sprache richteten, diese allgemeineren Anliegen zwar nicht aus dem Auge verloren, sich dafür aber nur allzu oft im Interesse der Entwicklung einer allgemeinen Theorie des sozialen Handelns oder der sozialen Welt über die

spezifischen Eigenschaften von Sprache und Sprachgebrauch bedenkenlos hinweggesetzt.

Es gehört zu den Verdiensten des Werks des französischen Soziologen Pierre Bourdieu, dass es die Mängel, durch die sich einige der soziologischen und gesellschaftstheoretischen Arbeiten über Sprache auszeichnen, weitgehend vermeidet und zugleich eine neuartige Sicht sprachlicher Phänomene bietet, die mit irgendwelchen abstrakten Konzeptionen des sozialen Lebens nichts zu tun hat. In einer Reihe von Artikeln, die erstmals Ende der 70er- und Anfang der 80er-Jahre erschienen, übte Bourdieu scharfe Kritik an der formalen und strukturalen Sprachwissenschaft und vertrat den Standpunkt, dass diese Disziplinen schon von ihrem theoretischen Ansatz her die spezifischen sozialen und politischen Bedingungen von Sprachentwicklung und Sprachgebrauch für selbstverständlich halten, aber nicht begreifen. Er begann außerdem, einen ganz eigenen, innovativen Ansatz zur Analyse sprachlicher Phänomene zu entwickeln, einen Ansatz, der sowohl theoretisch fundiert als auch sensibel für das empirische Detail sein sollte. Die Theorie, auf der Bourdieus Ansatz fußt, ist eine allgemeine *Theorie der Praxis*, die er im Laufe einer langen – über dreißigjährigen – und fruchtbaren – mehr als zwanzig Bände Empirie und Reflexion umfassenden – Karriere entwickelt hat.¹ Gewappnet mit den zentralen Konzepten seiner Theorie, ge-

¹ Bourdieu wurde 1930 im Béarn geboren, einer Provinz im Süden Frankreichs. Ende der 1940er- und Anfang der 1950er-Jahre studierte er an der *École normale supérieure* in Paris zunächst Philosophie, wechselte dann aber zur anthropologischen und soziologischen Forschung über. Seine ersten Untersuchungen zur algerischen Gesellschaft, wo er seine erste ethnografische Studie durchführte, erschienen Ende der 50er- und Anfang der 60er-Jahre. Die Forschungsarbeit in Algerien bildete die Grundlage eines großen Teils seiner darauf folgenden Schriften, vor allem *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1976 [*Esquisse d'une théorie de la pratique: précédé de trois études d'ethnologie kabyle*, Genf: Droz, 1972]* und *Sozialer Sinn*, Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag, 1987 [*Le sens pratique*, Paris: Les Éditions de Minuit, 1980]. Anfang der 60er-Jahre initiierte Bourdieu außerdem von seiner institutionellen Basis an der *École des hautes études en sciences sociales* in Paris aus, wo er das *Centre de Sociologie européenne* gründete, eine Reihe von kooperativen Forschungsprojekten zur französischen Kultur und zum französischen Bildungswesen. Aus diesen Projekten gingen zahlreiche Publikationen hervor, darunter *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1987 [*La distinction. Critique sociale du jugement*, Paris: Les Éditions de Minuit, 1979], *Homo academicus*, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1988 [*Homo academicus*, Paris: Les Éditions de Minuit, 1984], und *Der Staatsadel*, Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft, 2004 [*La Noblesse d'état. Grandes écoles et esprit de corps*, Paris: Les Éditions de Minuit, 1989]. Bourdieu war zuletzt Professor für Soziologie am *Collège de France* und Direktor des *Centre de sociologie européenne*. [Er starb am 23. Jänner 2002 in Paris, Anm. des Verlags]. Eine vollständige Bibliographie seiner Werke, siehe Yvette Delsaut und Marie-

lingt es Bourdieu, neues Licht auf eine Reihe von Problemen im Zusammenhang mit Sprache und Sprachgebrauch zu werfen. Er beschreibt den alltäglichen sprachlichen Austausch als situierte Begegnungen zwischen Akteuren mit bestimmten sozial strukturierten Voraussetzungen und Kompetenzen, die bewirken, dass jede sprachliche Interaktion, wie persönlich und unbedeutend sie auch scheinen mag, die Spuren der sozialen Struktur trägt, die sie zum Ausdruck bringt und zugleich reproduzieren hilft.

Das Material, das in diesem Band zusammengestellt wurde, umfasst Bourdieus wichtigste Schriften zur Sprache sowie eine Reihe von Aufsätzen, in denen er sich mit einigen Aspekten von Repräsentation und symbolischer Macht im Feld der Politik befasst. Mit meiner Einführung möchte ich einen Überblick über dieses Material geben und den theoretischen Rahmen skizzieren, der für Bourdieus Ansatz maßgeblich ist. Tatsächlich nämlich handelt es sich bei seiner kritischen Analyse der orthodoxen Sprachwissenschaft und bei der von ihm vorgelegten alternativen Erklärung sprachlicher Phänomene um eine Reihe von Konzepten und Ideen, die in anderen Zusammenhängen entwickelt und nun auf die Sprache angewendet wurden. Ich werde zunächst kurz seine Kritik an der formalen und strukturalen Sprachwissenschaft und seine Würdigung der von Austin entwickelten Theorie der Sprechakte zusammenfassen, um dann auf einige der wichtigsten Konzepte und Annahmen von Bourdieus eigener Theorie einzugehen, wobei ich mich auf diejenigen Aspekte konzentrieren werde, die für die Analyse des Sprachgebrauchs am relevantesten sind. Im dritten Teil werde ich dann meine Ausführungen um einen Abriss von Bourdieus Auffassung vom Wesen der Politik und des politischen Diskurses erweitern, um die es in der letzten Gruppe von Beiträgen in diesem Band geht. Meine Absicht dabei ist eine wohlwollende Darstellung einiger Themen in Bourdieus Werk, keine kritische Analyse seiner Ansichten. Natürlich gibt es in Bourdieus Werk verschiedene Aspekte, die hinterfragt und kritisiert werden könnten und in der Literatur auch tatsächlich hinterfragt und kritisiert worden sind, manchmal reflektiert und abwägend, mitunter aber auch auf eine Weise, die von mehr als nur einer Andeutung von gezieltem Missverständnis getragen ist.² Aber dies sind Fragen, auf die ich hier nicht weiter eingehen werde.

Christine Rivière, *Bibliographie des travaux de Pierre Bourdieu*, Pantin: Le Temps des Cerises, 2002 [sowie im Internet: *HyperBourdieu*© World Catalogue unter <http://www.iwp.uni-linz.ac.at/lxe/sektkf/bb/HyperBourdieu.html>, Anm. des Verlags].

* Anm. des Verlags: Thompson zitiert überwiegend englischsprachige Ausgaben der Bourdieu-Texte. Wo möglich, wurden die französischsprachigen Originaltexte und – falls vorhanden – im Sinne der Benutzerfreundlichkeit auch die deutschen Übersetzungen angegeben.

² Einen guten Überblick über Bourdieus Werk, verbunden mit einer einfühlsamen Kritik, geben R. Brubaker, „Rethinking classical social theory: the sociological vision of Pierre Bourdieu“, *Theory and Society*, 14 (1985), S. 745–75; P. Dimaggio,

I

Als ein Denker, für den das Paris der 1950er- und frühen 1960er-Jahre prägend war, ist sich Bourdieu stärker als viele andere der Auswirkungen bewusst, die bestimmte Formen des Denkens über Sprache auf das Denken überhaupt haben. Bourdieu hat die Entwicklung des Werks von Lévy-Strauss aufmerksam verfolgt und einige Elemente von Lévy-Strauss' Methode – besonders sein Beharren auf der Analyse von Relationen und Oppositionen – in seine ethnografischen Studien zu den Verwandtschaftsstrukturen und Heiratsstrategien der nordafrikanischen Kabylen integriert.³ Aber Lévy-Strauss' Methode warf unlösbare theoretische und methodologische Probleme auf und erwies sich als zunehmend unbefriedigend.⁴ Zudem stand Bourdieu der Modeströmung, die sich „Strukturalismus“ nannte und in den 1960er-Jahren unter den Pariser Intellektuellen rasch an Boden gewann, mit einiger Skepsis gegenüber. Für ihn war sie Ausdruck einer allzu beflissenen und methodologisch unkontrollierten Anwendung der von Saussure und anderen entwickelten sprachwissenschaftlichen Prinzipien. Die Fehlentwicklungen des Strukturalismus schärften schon früh Bourdieus Blick sowohl für die immanenten Grenzen von Saussures Sprachwissenschaft als auch für die Gefahren einer bestimmten Form von intellektuellem Imperialismus, durch den ein bestimmtes Modell von Sprache zum Status eines Paradigmas für die Sozialwissenschaften insgesamt aufrücken konnte.

Wenn Bourdieu also Kritik an den Sprachtheorien von Saussure und anderen übt, so ist dies immer *auch* ein Versuch, dem Einfluss der linguistischen Modelle auf andere Bereiche der sozialen und kulturellen Analyse etwas entgegenzusetzen. Bourdieu lehnt alle Formen der „semiotischen“ oder „semiologischen“ Analyse, die sich von Saussure herleiten, strikt ab:

„Review essay on Pierre Bourdieu“, *American Journal of Sociology*, 84 (1979), S. 1460–74; N. Garnham und R. Williams, „Pierre Bourdieu and the sociology of culture: An introduction“, *Media, Culture and Society*, 2 (1980), S. 209–23; und A. Honneth, „Die zerrissene Welt der symbolischen Formen. Zum kultursoziologischen Werk Pierre Bourdieus“, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 36 (1984), S. 147–164. Siehe auch den Aufsatzband von C. Calhoun, E. LiPuma und M. Postone (Hrsg.), *Bourdieu: Critical Perspectives*, Cambridge: Polity Press, 1993.

³ Siehe P. Bourdieu, „Célibat et condition paysanne“, *Études rurales*, 5-6 (1962), S. 32–136; „Les stratégies matrimoniales dans le système de reproduction“, *Annales: Économies, Sociétés, Civilisations*, 27/4-5 (1972), S. 1105–1127 [überarb., dt. Fassung in *Sozialer Sinn*, S. 264–287]; und „Das Haus oder die verkehrte Welt“, in *Sozialer Sinn* (Anhang) [„La maison kabyle ou le monde renversé“, in: Jean Pouillon und Paul Maranda (Hrsg.), *Échanges et communications. Mélanges offerts à Claude Lévi-Strauss à l'occasion de son 60e anniversaire*, Paris & Den Haag: Mouton, 1970, S. 739–758].

⁴ Siehe Bourdieus aufschlussreiche Darstellung seines eigenen intellektuellen Werdegangs im Vorwort zu *Sozialer Sinn*.

Sie seien rein „immanente“ Analyseformen, die sich ausschließlich auf die interne Beschaffenheit eines Textes oder eines Corpus von Texten konzentrierten und insofern die soziohistorischen Bedingungen der Textproduktion und -rezeption unberücksichtigt ließen. Außerdem werde bei diesen Analyseformen die Position des Analytikers als selbstverständlich vorausgesetzt und weder über diese Position selbst noch über die Beziehung zwischen dem Analytiker und dem Objekt seiner Analyse theoretisch fundiert und reflexiv nachgedacht. Demzufolge seien semiotische oder semiologische Analysen in der Regel ein signifikanter, aber weitgehend unkontrollierter Ausdruck der Position des Analytikers in der intellektuellen Arbeitsteilung.

Es sei hier noch einmal betont, dass es Bourdieu bei dieser Distanzierung von der immanenten Analyse in ihren verschiedenen, bei der Untersuchung literarischer Texte und kultureller Artefakte üblicherweise angewendeten Formen nicht einfach darum geht, diese Analyseformen um eine Darstellung der soziohistorischen Produktions- und Rezeptionsbedingungen zu *ergänzen*; seine Position ist zugleich radikaler und origineller. Im Unterschied zu Autoren wie Lévy-Strauss und Barthes, die bestimmte, ursprünglich im Bereich der Sprachwissenschaften entwickelte Konzepte übernahmen und versuchten, sie auf Phänomene wie Mythen und Mode anzuwenden, schlägt Bourdieu einen ganz anderen Weg ein. Er will zeigen, dass die Sprache selbst ein soziohistorisches Phänomen ist, dass der sprachliche Austausch eine profane, praktische Aktivität wie viele andere darstellt und dass Sprachtheorien, die den soziohistorischen und praktischen Charakter der Sprache nicht beachten, dies zu ihrem eigenen Schaden tun.

Bourdieu entwickelt dieses Argument anhand einer Auseinandersetzung mit bestimmten Voraussetzungen von Saussures und Chomskys Sprachwissenschaft. Zwischen den theoretischen Ansätzen von Saussure und Chomsky bestehen natürlich viele bedeutsame Unterschiede – Chomskys Ansatz ist zum Beispiel dynamischer und legt mehr Gewicht auf die generativen Fähigkeiten kompetenter Sprecher. Beide theoretischen Ansätze haben jedoch, wie Bourdieu meint, ein bestimmtes Prinzip gemeinsam: Sie gehen beide von einer grundsätzlichen Unterscheidung aus, die es ihnen ermöglicht, Sprache als homogenes und autonomes, für eine rein sprachliche Analyse geeignetes Objekt zu konstituieren. Bei Saussure ist dies die Unterscheidung zwischen *langue* und *parole*, das heißt zwischen „Sprache“ als einem sich selbst genügenden Zeichensystem und „Sprechen“ als der situierten Realisierung dieses Systems durch bestimmte Sprecher. Bei Chomsky ist es die ähnlich gelagerte Unterscheidung zwischen „Kompetenz“, also der Sprachkenntnis, die ein idealer Sprecher-Hörer in einer völlig homogenen Sprachgemeinschaft besitzt, und „Performanz“, dem tatsächlichen Sprachgebrauch in konkreten Situationen.⁵

⁵ F. de Saussure, *Cours de Linguistique générale*, Lausanne-Paris: Payot, 1916; N. Chomsky, *Aspects of the Theory of Syntax* (Cambridge, Mass.: MIT Press, 1965), S. 3 ff.

Bourdieu's Einwand gegen eine derartige Unterscheidung lautet, sie verleite den Sprachwissenschaftler dazu, einen Gegenstandsbereich als selbstverständlich vorauszusetzen, der tatsächlich das Produkt komplexer sozialer, historischer und politischer Entstehungsbedingungen sei. In Gestalt einer *methodologischen* Unterscheidung mache der Sprachwissenschaftler unter der Hand eine Reihe von Voraussetzungen in Bezug auf das *Wesen* der Sprache. Die völlig homogene Sprach- oder Sprechgemeinschaft nämlich gebe es in Wirklichkeit nicht: Sie sei die Idealisierung einer bestimmten Sprachpraxis, die historisch entstanden sei und deren Existenz bestimmte gesellschaftliche Voraussetzungen habe. Diese Idealisierung oder *factio juris* ist der Ursprung dessen, was Bourdieu ein wenig provokant die „Illusion des Sprachkommunismus“ nennt. Indem der Sprachwissenschaftler eine bestimmte Sprachpraxis zum normativen Modell des korrekten Gebrauchs macht, erzeugt er die Illusion einer gemeinsamen Sprache und geht über die soziohistorischen Bedingungen hinweg, unter denen sich eine besondere Sprachpraxis als die herrschende und legitime durchgesetzt hat. Aus einem komplexen historischen Prozess, der mitunter (insbesondere in kolonialen Kontexten) mit erheblichen Konflikten einhergeht, ist eine besondere Sprache oder Sprachpraxis als die herrschende und legitime Sprache hervorgegangen, während andere Sprachen oder Dialekte ausgeschaltet oder ihr untergeordnet wurden. Diese herrschende und legitime Sprache, diese *siegreiche* Sprache, ist das, was die Sprachwissenschaftler gemeinhin als selbstverständlich voraussetzen. Ihre idealisierte Sprach- oder Sprechgemeinschaft ist ein Objekt, das durch bestimmte soziohistorische Bedingungen, die ihm zum Status der einzig legitimen oder „offiziellen“ Sprache einer bestimmten Gemeinschaft verholfen haben, *vor*-konstruiert wurde.

Diesen Prozess kann man untersuchen, indem man sich genau ansieht, auf welche Weise besondere Sprachen in bestimmten geografischen Räumen historisch – oft im Zusammenhang mit der Entstehung der modernen Nationalstaaten – zu herrschenden Sprachen wurden. Bourdieu konzentriert sich auf die Entwicklung des Französischen, aber man könnte ohne weiteres auch die Entwicklung des Englischen in Großbritannien oder den Vereinigten Staaten, des Spanischen in Spanien oder Mexiko usw. betrachten.⁶ Für das Französische wurden die grundlegenden historischen Vorarbeiten

⁶ Es gibt eine wachsende Literatur zur Entwicklung von Sprachen im Zusammenhang mit der Bildung der modernen Nationalstaaten und der Geschichte des Kolonialismus. Siehe zum Beispiel M. de Certeau, D. Julia und J. Revel, *Une politique de la langue. La révolution française et les patois*, Paris: Gallimard, 1975; A. Mazrui, *The Political Sociology of the English Language: An African Perspective*, Den Haag: Mouton, 1975; R. L. Cooper (Hrsg.), *Language Spread: Studies in Diffusion and Social Change*, Bloomington: Indiana University Press, 1982; und J. Steinberg, „The historian and the *questione della lingua*“, in: P. Burke und R. Porter (Hrsg.), *The Social History of Language*, Cambridge: Cambridge University Press, 1987, S. 198–209.

größtenteils von Ferdinand Brunot in seinem Monumentalwerk *Histoire de la langue française des origines à nos jours* geleistet.⁷ Anhand dieses Werks von Brunot zeigt Bourdieu, wie bis zur Französischen Revolution der Prozess der sprachlichen Einigung aufs Engste mit dem Aufbau eines monarchischen Staates verknüpft war. In den Kernprovinzen der *pays d'oïl* (Champagne, Normandie, Anjou, Berry) wurden seit dem vierzehnten Jahrhundert die Sprachen und Dialekte der Feudalzeit nach und nach vom Dialekt der *Ile de France* verdrängt, der in den gebildeten Pariser Kreisen weiterentwickelt, zum Status der Amtssprache erhoben und auch in einer Schriftform benutzt wurde. Im gleichen Zeitraum wurden regionale und rein mündliche Dialekte auf den Status eines – negativ und pejorativ über den Gegensatz zur Amtssprache definierten – *patois* verwiesen. Anders war die Situation in den südfranzösischen Regionen der *langue d'oc*. Dort fasste der Pariser Dialekt erst im sechzehnten Jahrhundert Fuß und verdrängte auch nicht den weithin üblichen Gebrauch von lokalen Dialekten, die in schriftlicher wie in mündlicher Form existierten. Daher entwickelte sich eine Situation der Zweisprachigkeit, bei der die Bauern und die Angehörigen der unteren Klassen nur die lokalen Dialekte sprachen, während Adel, Bürger und Kleinbürger auch Zugang zur Amtssprache hatten.

Bei der Politik der sprachlichen Einigung, die mit der Französischen Revolution einherging, hatten die Angehörigen der oberen Klassen, wie Bourdieu zeigt, nur zu gewinnen. Diese Politik, die Teil von Condillacs Theorie von der Reinigung des Denkens durch Sprachreinigung war, verschaffte den oberen Klassen ein faktisches Monopol auf die politische Macht. Durch die Erhebung der Amtssprache zum Status der Nationalsprache – also der offiziellen Sprache des entstehenden Nationalstaats –, begünstigte die Politik der sprachlichen Einigung all diejenigen, deren Sprachkompetenz die Amtssprache bereits umfasste, während alle anderen, die nur einen lokalen Dialekt beherrschten, in einer politischen und sprachlichen Einheit aufgingen, in der ihre traditionelle Kompetenz untergeordnet und entwertet war. Die darauf folgende Standardisierung und Einpaukung der Amtssprache und ihre Legitimierung als offizielle Sprache des Nationalstaats war dann keine rein politisch-strategische Angelegenheit mehr: Sie war ein allmählicher Prozess, der von einer Reihe von anderen Faktoren wie der Entwicklung des Bildungssystems und der Entstehung eines einheitlichen Arbeitsmarktes abhing. Die Produktion von Grammatiken, Wörterbüchern und Textsammlungen, die Beispiele für den korrekten Gebrauch lieferten, ist nur der sichtbarste Ausdruck dieses allmählichen Standardisierungsprozesses. Viel wichtiger dürfte gewesen sein, dass mit der Einführung eines Systems von Bildungsabschlüssen, die einen standardisierten, von regionalen Varianten unabhängigen Wert besaßen, und mit der Entstehung eines einheitli-

⁷ F. Brunot, *Histoire de la langue française des origines à nos jours*, Paris: Armand Colin, 1904–53.

chen Arbeitsmarkts, auf dem bestimmte Bildungsabschlüsse die Voraussetzung für den Zugang zu Positionen in den öffentlichen Verwaltungen waren, die Schule schließlich – vor allem in schwach industrialisierten Gebieten – zum wichtigsten Mittel des Zugangs zum Arbeitsmarkt wurde. So wurden Menschen, die lokale Dialekte sprachen, durch das Zusammenwirken verschiedener Institutionen und sozialer Prozesse dahin gebracht, dass sie, wie Bourdieu es formuliert, „an der Zerstörung ihrer Ausdrucksmittel mitarbeiteten.“⁸

Dieser Tendenz zur Vernachlässigung der soziohistorischen Entstehungsbedingungen der Sprache, die in idealisierter Form ihr Objekt ist, entspricht in den Sprachtheorien auch die Art und Weise, wie sie die sprachlichen Ausdrücke selber zu analysieren pflegen, nämlich losgelöst von den besonderen sozialen Bedingungen, unter denen sie gebraucht werden. Im Werk von Saussure und Chomsky hängt diese Loslösung der Sprachanalyse von den sozialen Bedingungen des Sprachgebrauchs eng mit ihrer Unterscheidung zwischen *langue* und *parole* bzw. Kompetenz und Performanz zusammen, so dass sich Bourdieu in seiner Kritik als nächstes die Frage stellt, ob diese Unterscheidungen der Tätigkeit des Sprechens und allem, was dazugehört, überhaupt gerecht werden. Was Saussure angeht, so dürfte klar sein, dass das Sprechen nicht, wie er meint, als bloße Realisierung oder „Ausführung“ eines bereits bestehenden Sprachsystems gedacht werden kann: Sprechen ist eine viel komplexere und kreativere Tätigkeit, als dieses recht mechanische Modell suggeriert. Bei Chomskys Theorie jedoch liegen die Dinge komplizierter, gerade weil Chomsky mit seiner Konzeptualisierung der Kompetenz als eines Systems von generativen Prozessen versucht hat, dem schöpferischen Vermögen Rechnung zu tragen.

Bourdieu's Einwand gegen diesen Aspekt von Chomskys Theorie lautet, der Begriff Kompetenz, verstanden als die Fähigkeit eines idealen Sprechers zur Generierung einer unbegrenzten Folge von grammatischen Sätzen, sei einfach zu abstrakt. Die Art Kompetenz, die *wirkliche* Sprecher besitzen, sei nicht eine Fähigkeit zur Generierung einer unbegrenzten Folge von grammatischen Sätzen, sondern vielmehr eine Fähigkeit zur Produktion von Ausdrucksweisen, die in bestimmten Situationen angemessen sind, das heißt die Fähigkeit zur Produktion der *richtigen* Ausdrucksweise zum *richtigen* Zeitpunkt. Mit diesem Argument braucht Bourdieu gar nicht zu bestreiten, dass kompetente Sprecher die Fähigkeit besitzen, grammatische Sätze zu bilden, denn der eigentlich wichtige Punkt ist, dass diese Fähigkeit *nicht genügt*, um die Art Kompetenz zu charakterisieren, über die wirkliche Sprecher verfügen. Wirkliche Sprecher haben nämlich eine *praktische Kompetenz*, einen „praktischen Sinn“ (ein Begriff, auf den wir noch zurückkommen werden),

⁸ P. Bourdieu, „Produktion und Reproduktion der legitimen Sprache“, Kapitel 1 im vorliegenden Band, S. 47.

kraft dessen sie Äußerungen produzieren können, die unter den jeweiligen Umständen angemessen sind; und diese praktische Kompetenz kann nicht aus der Kompetenz von Chomskys idealem Sprecher abgeleitet oder auf sie reduziert werden.⁹ So sind wirkliche Sprecher imstande, Sätze oder Ausdrucksweisen in praktische Strategien einzubinden, die viele Funktionen erfüllen und den Machtverhältnissen zwischen Sprechern und Hörern stillschweigend angepasst werden können. Ihre praktische Kompetenz umfasst nicht nur die Fähigkeit, grammatische Äußerungen zu produzieren, sondern *auch* die Fähigkeit, sich Gehör, Glauben, Gehorsam und so weiter zu verschaffen. Wer spricht, muss sicherstellen, dass er unter den gegebenen Umständen zum Sprechen befugt ist. Und wer zuhört, muss der Ansicht sein, dass der Sprecher Aufmerksamkeit verdient. Diese Anerkennung des Rechts zu sprechen und die damit verbundenen, in allen Kommunikationssituationen implizit enthaltenen Formen von Macht und Autorität werden jedoch von einer Sprachwissenschaft, die den sprachlichen Austausch als einen intellektuellen Vorgang betrachtet, bei dem es nur um das Enkodieren und Dekodieren von grammatisch korrekten Aussagen geht, in der Regel ausgeblendet.

Diese Begrenztheit von Chomskys Sprachwissenschaft hat Bourdieu vor Augen, wenn er sich den Schriften eines weiteren Sprachwissenschaftlers zuwendet, nämlich Austin und seinen Arbeiten über Sprechakte. Bourdieus Ansatz zur Analyse von Sprache gleicht in mancher Hinsicht dem Ansatz, der von Austin und den anderen so genannten „ordinary language philosophers“ der 1940er- und 1950er-Jahre entwickelt wurde.¹⁰ So fällt denn auch seine Einschätzung von Austins Arbeit wohlwollender aus als seine Analyse von Saussure oder Chomsky. Austin griff eine bestimmte Klasse von performativen Äußerungen heraus, etwa die Formel: „Ja, das will ich“, wie sie bei Trauungen gesprochen wird, oder den Satz: „Ich taufe dieses Schiff auf den Namen Queen Elizabeth“, den jemand ausspricht, während er am Bug eines Schiffes eine Flasche zerplatzen lässt. Solche Äußerungen seien, wie Austin betont, keine Berichte oder Beschreibungen von Sachverhalten, sondern eine Art und Weise, ein Ritual auszuführen oder an ihm teilzuneh-

⁹ Bourdieu argumentiert hier ähnlich wie der Soziolinguist Dell Hymes, der meint, Chomskys Begriff der Kompetenz sei zu eng und müsse erweitert werden, um auch soziale und umständebedingte Faktoren zu berücksichtigen. Siehe D. Hymes, *Foundations in Sociolinguistics: An Ethnographic Approach*, London: Tavistock, 1977, S. 92–7 und *passim*.

¹⁰ Austins klassischer Text, *How to Do Things with Words* (englische Veröffentlichung 1962) erschien in Frankreich erst 1970, und in den 1970er-Jahren gab es unter den französischen Philosophen und Sprachwissenschaftlern eine breite Diskussion zur Theorie der Sprechakte. Siehe zum Beispiel O. Ducrot, *Dire et ne pas dire*, Paris: Hermann, 1972 und *Le dire et le dit*, Paris: Éditions de Minuit, 1984; und A. Berrendonner, *Éléments de pragmatique linguistique*, Paris: Éditions de Minuit, 1981).

men; sie seien auch nicht strikt wahr oder falsch, sondern „geglückt“ oder „nicht geglückt“; und sie müssten, wenn sie glücken sollen, unter anderem von einer geeigneten Person nach irgendeinem konventionellen Verfahren ausgesprochen werden.¹¹ Dies impliziert laut Bourdieu, dass die Wirksamkeit von performativen Äußerungen nicht von der Existenz einer *Institution* zu trennen ist, die die Bedingungen (etwa den Ort, die Zeit, die handelnde Person) definiert, die erfüllt sein müssen, damit die Äußerung wirksam sein kann. Bourdieu benutzt den Ausdruck „Institution“ in einem sehr allgemeinen und zugleich aktiven Sinn (der im französischen *institution* deutlicher anklingt als im Englischen oder im Deutschen). Eine Institution ist nicht unbedingt eine bestimmte Organisation – diese oder jene Familie oder Fabrik zum Beispiel –, sondern jedes einigermaßen dauerhafte Ensemble von sozialen Beziehungen, das Individuen Macht, Status und Ressourcen verschiedenster Art *verleiht*. Somit ist es die – so verstandene – Institution, die dem Sprecher die Autorität verleiht, den Akt auszuführen, den seine Äußerung performativ zu vollziehen behauptet. Nicht jeder kann sich vor ein neues Schiff stellen, eine Flasche an dessen Bug schleudern, die Worte aussprechen: „Ich taufe dieses Schiff auf den Namen ‚Queen Elizabeth‘“, und das Schiff damit *taufen*: Die Person muss hierzu *befugt* sein, bekleidet mit der zur Ausführung dieses Aktes erforderlichen Autorität. Daher setzt die Wirksamkeit der performativen Äußerung bestimmte soziale Verhältnisse voraus, eine Institution, die bewirkt, dass ein bestimmtes Individuum, das zum Sprechen *befugt* ist und von anderen als solches *anerkannt* wird, auf eine Weise sprechen kann, die von anderen als unter den gegebenen Umständen akzeptabel betrachtet wird. Daraus folgt, dass die zahllosen symbolischen Vorkehrungen – die Roben, Perücken, rituellen Ausdrucksweisen und ehrerbietigen Namensnennungen –, die mit Anlässen eher „formeller“ oder „offizieller“ Art einhergehen, kein belangloses Beiwerk sind: Sie sind eben jene Mechanismen, durch die die sprechenden Personen die Autorität der Institution beglaubigen, die ihnen die Macht zu sprechen verleiht, eine Institution, die ihrerseits ihren Fortbestand zum Teil der bei solchen Anlässen vorgeschriebenen Ehrerbietung und Feierlichkeit verdankt.

So erkennt Bourdieu die Sprechakt-Theoretiker zwar an, weil sie auf die sozialen Bedingungen der Kommunikation aufmerksam gemacht haben, ist aber zugleich der Ansicht, Austin und vor allem einige der von ihm beeinflussten Autoren hätten diese Betrachtungsweise nicht in all ihren Konsequenzen zu Ende gedacht. Sie hätten die Tatsache, dass die Gelingenbedingungen in erster Linie *soziale* Bedingungen sind, nicht in ihrer vollen Bedeutung erfasst: Daher gebe es in der Literatur zu den Sprechakten eine Tendenz zu Analysen rein sprachlicher oder logischer Art. Zum Teil ist das Problem in Austins Werk selbst begründet. Austin verweist recht vage auf

¹¹ J.L. Austin, *How to Do Things with Words*, 2. Aufl. (Hrsg. U. O. Urmson und Marina Sbisa), Oxford: Oxford University Press, 1975, Lecture II.

die „konventionellen Verfahren“, die eingehalten werden müssten, wenn eine performative Äußerung glücken soll; und auch später, als er zur Terminologie der „lokutiven“, „illokutiven“ und „perlokutiven“ Akte übergeht, sagt er nur ganz allgemein, der illokutive Akt (der Akt, der *mit* der Äußerung ausgeführt wird) sei vom perlokutiven Akt (dem Akt, der *durch* die Äußerung ausgeführt wird) dadurch zu unterscheiden, dass sich der illokutive Akt „konventioneller Mittel“ bediene. Nie aber untersucht Austin die Natur dieser Konventionen im Detail; nie denkt er näher darüber nach, was es eigentlich heißt, diese Konventionen als soziale Phänomene zu behandeln, die in soziale Beziehungen eingebunden, durch und durch von Macht und Autorität geprägt und in Konflikte und Kämpfe verwickelt sind. Damit ließ Austin die Möglichkeit offen, dass andere, ungeachtet des sozialen Charakters der Bedingungen des glückenden Gebrauchs, über Sprechakte rein sprachlich nachdachten. Denkt man jedoch auf diese Weise über Sprechakte nach, vergisst man, dass die Autorität von Äußerungen eine Autorität ist, die der Sprache von Faktoren verliehen wird, die ihr äußerlich sind. Spricht eine autorisierte Sprecherin mit Autorität, gibt sie dieser Autorität zwar Ausdruck, erzeugt sie jedoch nicht: Wie Homers Redner, der zum Reden das *skeptron* ergreift, versieht sich der Sprecher mit einer Form von Macht oder Autorität, die Teil einer sozialen Institution ist und nicht aus den Worten allein stammt.

Dies ist auch der Kontext, in dem Bourdieu seine Vorbehalte gegenüber der Art und Weise äußert, wie ein anderer herausragender Denker des Sozialen, Jürgen Habermas, auf den Arbeiten der Sprechakt-Theoretiker aufzubauen versucht. Habermas vertritt den Standpunkt, dass Individuen beim Austausch von Sprechakten implizit bestimmte „Geltungsansprüche“ erheben, also etwa den Anspruch auf Wahrheit und Richtigkeit; und dass manche dieser Geltungsansprüche nur in einer „idealen Sprechsituation“ eingelöst oder durchgesetzt werden können, das heißt, in einer Kommunikationssituation, in der die Beteiligten motiviert sind, einen problematischen Anspruch allein auf der Basis von Gründen zu akzeptieren oder zurückzuweisen.¹² Obwohl sich Bourdieu nicht im Einzelnen mit Habermas' Werk auseinandersetzt, ist klar, dass seine Vorstellung davon, wie die Einsichten der Sprechakt-Theoretiker fortzuführen wären, ganz anders aussieht als die von Habermas. Während Habermas zu zeigen versucht, dass die Analyse von Sprechakten eine im kommunikativen Austausch wirksame „rational motivierende Kraft“ offenbart, geht es Bourdieu darum nachzuweisen, dass die wie auch immer beschaffene Macht oder Kraft von Sprechakten eine Macht

¹² Siehe J. Habermas, *Vorstudien und Ergänzungen zu einer Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1984 (darin auch J. Habermas, „Was heißt Universalpragmatik?“); und J. Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 1: Handlungsrationaltät und gesellschaftliche Rationalisierung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1981, Kap. 3.

oder Kraft ist, die ihnen von einer sozialen Institution zugeschrieben wird, von der die Äußerung des Sprechaktes selber ein Teil ist; und dass daher die Vorstellung von einer idealen Sprechsituation, in der der Vernunftcharakter des kommunikativen Austauschs nicht von sozialen Zwängen behindert wäre, nach Bourdieus Ansicht auf einer fiktiven Ausklammerung der sozialen Bedingungen des Gebrauchs von Sprache beruht. Diese Argumentation, in der eine auch von anderen an Habermas' Werk geübte Kritik anklingt, ist durchaus einleuchtend. Man kann Zweifel an Bourdieus eigener Erklärung der Sprechakte haben – man kann sich zum Beispiel fragen, ob er sich nicht allzu sehr auf solche Anlässe beruft, bei denen die Äußerung von Sprechakten eindeutig Teil eines anerkannten sozialen Rituals wie Heirat oder Taufe ist, im Unterschied zu Anlässen, bei denen Individuen in eine relativ unstrukturierte, direkte Interaktion eintreten, etwa eine ganz triviale und beiläufige Unterhaltung zwischen Freunden.¹³ Aber indem sich Bourdieu auf die institutionellen Aspekte des Sprachgebrauchs konzentrierte und sie mit kluger soziologischer Vorstellungskraft einer gründlichen Untersuchung unterzog, hat er unbestreitbar einige der sozialen Bedingungen des Sprachgebrauchs deutlich gemacht, und zwar auf eine Weise, die der vorliegenden Literatur zur Theorie der Sprechakte im Allgemeinen fremd ist.

II

Bourdies Schriften zur Sprache bieten jedoch mehr als diesen erhellenden, kritischen Blick auf die Werke von Saussure, Chomsky, Austin und anderen, nämlich einen neuen Ansatz für die Analyse von Sprache und sprachlichem Austausch. Dieser Ansatz ist im Wesentlichen eine Weiterentwicklung von Theorien, die in anderen Zusammenhängen entwickelt wurden. Um ihn zu verstehen, müssen daher auch Bourdieus übrige theoretische Arbeiten herangezogen werden, das heißt, die zentralen Konzepte und Annahmen seiner Theorie der Praxis.

Bourdies Theorie der Praxis ist ein systematischer Versuch, über eine Reihe von Gegensätzen und Antinomien hinauszugelangen, mit denen sich die Sozialwissenschaften von Anfang an geplagt haben. Für jeden, der sich heute in den Sozialwissenschaften betätigt, haben diese Gegensätze einen vertrauten Klang: Individuum und Gesellschaft, Handeln und Struktur, Freiheit und Notwendigkeit usw. Diese und noch viele andere Gegensätze will Bourdieu mit seinem theoretischen Ansatz umgehen oder aufheben. Wenn er ihn entwickelt, beginnt er gewöhnlich mit einer ganz allgemeinen, epistemologisch oder erkenntnistheoretisch formulierten Dichotomie zwi-

¹³ Überlegungen hierzu und weitere Kritiken siehe „Symbolic violence: language and power in the writings of Pierre Bourdieu“, in: J. B. Thompson, *Studies in the Theory of Ideology*, Cambridge: Polity Press, 1984, S. 42–72.

Einleitung

In seinem *Versuch, die negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen* stellt sich Kant einem Menschen von zehn Graden Geiz vor, der zu zwölf Graden nach Nächstenliebe strebt, während ein anderer, Geiziger von drei Graden und eines solchen Strebens zu sieben Graden fähig, eine großmütige Handlung von vier Graden zustandebringt; um zu schließen, der erste sei dem zweiten moralisch überlegen, obwohl er, gemessen am Tun – zwei Grade gegen vier –, unbestreitbar der Unterlegene sei. Vielleicht sollte man bei der Beurteilung wissenschaftlicher Arbeiten eine ähnliche Verdienst-Arithmetik walten lassen ... Die Sozialwissenschaften gehören ganz offensichtlich auf die Seite des Geizigen von zehn Graden, und man käme wahrscheinlich zu einer gerechteren Bewertung ihrer Verdienste, verstünde man sich nach der Art Kants auf eine Veranschlagung der sozialen Kräfte, die sie überwinden müssen. Dies gilt ganz besonders für den Umgang mit dem ureigensten Gegenstand derjenigen Disziplin, unter deren Einfluss die Sozialwissenschaften insgesamt stehen, nämlich die eine unteilbare Sprache, bei Saussure auf der Ausschließung jeder sozialen Variation gründend oder, bei Chomsky etwa, auf dem Vorrang, der den formalen Eigenschaften der Grammatik auf Kosten der funktionalen Zwänge eingeräumt wird.

Da ich kurz vor dem Höhepunkt dieser Mode mit einer glücklicherweise nie veröffentlichten wissenschaftlichen Arbeit begonnen hatte, in der ich, gestützt auf eine systematische „Lektüre“ des *Cours de linguistique générale*, eine „allgemeine Theorie der Kultur“ zu begründen versucht hatte, war ich vielleicht empfindlicher als andere gegenüber den sichtbarsten Auswirkungen der Herrschaft dieser höchsten Disziplin, seien es nun buchstabenge-treue Transkriptionen der theoretischen Schriften oder mechanische Übertragungen wörtlich genommener Begriffe, samt all den wilden Anleihen, die – das *opus operatum* vom *modus operandi* trennend – unerwartete und manchmal skurrile Uminterpretationen zeitigten. Dieser Widerstand gegen die Modetorheiten hatte jedoch nichts mit jener Art Ablehnung zu tun, die nur ein Freibrief für Unkenntnis ist: Vielmehr schienen mir das Werk Saussures, und später – zu dem Zeitpunkt, als mir die Unzulänglichkeit des Modells des Sprechens (und der Praxis) bei der Durchführung deutlich wurde – das Werk Chomskys, der die Bedeutung der schöpferischen Dispositionen erkannte, grundlegende Fragen für die Soziologie aufzuwerfen.

Diese Fragen können jedoch ihre volle Bedeutung nur dann bekommen, wenn man über die Grenzen hinausgeht, die bereits in dem Ansatz angelegt sind, aufgrund dessen sich die strukturelle Sprachwissenschaft als reine Theorie versteht. Das ganze Schicksal der modernen Sprachwissenschaften entscheidet sich nämlich mit jenem Gewaltstreich, mit dem Saussure einleitend

die „äußere“ von der „inneren“ Sprachwissenschaft trennt und – den Titel Sprachwissenschaft dieser letzteren vorbehaltend – alle Forschung aus ihr ausschließt, die Beziehungen zwischen der Sprache und der Ethnologie, der politischen Geschichte ihrer Sprecher oder auch der Geographie ihrer Ausbreitung herstellt, weil diese nichts zur Kenntnis der Sprache an und für sich beitragen. Da sie aus der Verselbständigung der Sprache in Bezug auf die gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Produktion, Reproduktion und ihres Gebrauchs hervorgegangen war, konnte die strukturelle Sprachwissenschaft nicht die dominierende Wissenschaft in den Sozialwissenschaften werden, ohne sie ideologisch zu beeinflussen: Sie verlieh der Auffassung von der Naturwüchsigkeit der symbolischen Objekte, dieser Produkte von Geschichte, den Anschein der Wissenschaftlichkeit. Mit der Übertragung des phonologischen Modells über das Feld der Sprachwissenschaft hinaus wird jene erste Festlegung, die die Sprachwissenschaft zur *naturwissenschaftlichsten aller Sozialwissenschaften* machte, indem sie das sprachwissenschaftliche Instrumentarium von den gesellschaftlichen Bedingungen seines Gebrauchs abtrennte, für die symbolischen Produkte insgesamt – Verwandtschaftsklassen, Mythensysteme, Kunstwerke – verallgemeinert.

Es versteht sich von selbst, dass die verschiedenen Wissenschaften nicht in gleichem Maße anfällig für die Aufnahme dieses trojanischen Pferdes waren. Aufgrund der besonderen Beziehung des Ethnologen zu seinem Objekt, dieser vom Status des fremden Beobachters herrührenden Neutralität des „unparteiischen Zuschauers“, wurde die Ethnologie das bevorzugte Opfer. Und mit ihr natürlich die traditionelle Kunst- und Literaturgeschichte: In ihrem Falle bestätigte der Import einer Analysemethode, die die Neutralisierung der Funktionen voraussetzt, nur die von jeher dem Kenner abverlangte Form der Apperzeption des Kunstwerks, nämlich die „reine“ und rein „immanente“ Disposition, die jeden „Rückbezug“ auf das dem Kunstwerk „Äußerliche“ ausschließt; auf diese Weise hat die Literatursemiologie – wie in anderem Zusammenhang die Gebetsmühle – den Kult des Kunstwerks auf eine höhere Stufe der Rationalität erhoben, ohne seine Funktionen zu verändern. Die Ausklammerung des Gesellschaftlichen, die die Behandlung der Sprache oder jedes anderen symbolischen Objekts als Zweckbestimmtheit ohne Zweck erlaubt, hat jedenfalls nicht wenig zum Erfolg der strukturellen Sprachwissenschaft beigetragen, da durch sie die „reinen“ Exerzitien einer rein immanenten und formalen Analyse den Reiz eines folgenlosen Spiels bekamen.

Also waren sämtliche Konsequenzen aus der von den Sprachwissenschaftlern und ihren Nachahmern so gründlich verdrängten Tatsache zu ziehen, dass „die soziale Natur der Sprache eines ihrer immanenten Merkmale ist“, wie es im *Cours de linguistique générale* heißt, und dass die soziale Heterogenität der Sprache inhärent ist, wohl wissend, welche Risiken dieses Unter-

nehmen birgt, und dass der Anschein der Grobschlächtigkeit, der noch den subtilsten und strengsten Analysen anhaftet, die der Arbeit an der Wiederkehr des Verdrängten fähig – und schuldig – sind, nicht deren Geringstes ist; kurz, dass es sich zu entscheiden galt, die Wahrheit für einen geringeren Profit an Differenzierung teurer zu bezahlen.¹

¹ Der zweite Teil dieses Buchs greift in mehr oder weniger veränderter Form verschiedene bereits erschienene Texte auf: für Kapitel 1, „Le langage autorisé, Note sur les conditions sociales de l’efficacité du discours rituel“, in: *Actes de la recherche en sciences sociales*, 5–6, November 1975, S. 183–190; für Kapitel 2, „Les rites d’institution“, in: *Actes de la recherche en sciences sociales*, 43, Juni 1982, S. 58–3 (Mitschrift eines Beitrags auf dem Kolloquium „Übergangsriten heute“, Oktober 1981, Neuchâtel); für Kapitel 4, „Décrire et prescrire“, in: *Actes de la recherche en sciences sociales*, 38, Mai 1981, S. 69–74.

Dem dritten Teil liegen zugrunde: für Kapitel 2, „La lecture de Marx: quelques critiques à propos de ‚Quelques remarques critiques à propos de Lire le Capital‘“, in: *Actes de la recherche en sciences sociales*, 5–6, November 1975, S. 65–79; für Kapitel 3, „Le Nord et le Midi. Contribution à une analyse de l’effet Montesquieu“, in: *Actes de la recherche en sciences sociales*, 35, November 1980, S. 21–5.

I. DIE ÖKONOMIE DES SPRACHLICHEN TAUSCHS

Die Soziologie kann sich aller auch heute noch wirksamen Formen der Herrschaft der Sprachwissenschaft und ihrer Begrifflichkeit über die Sozialwissenschaften nur dann erwehren, wenn sie die Vorgänge der Objektbildung, auf denen diese Wissenschaft gründet, und die sozialen Bedingungen der Produktion und Zirkulation ihrer Grundbegriffe aufdeckt. Das sprachwissenschaftliche Modell ließ sich deshalb so leicht in den Bereich von Ethnologie und Soziologie übertragen, weil man der Sprachwissenschaft das Wesentliche zugestand, nämlich die *intellektualistische Philosophie*, die aus der Sprache mehr ein Objekt intellektueller Erkenntnis macht, als ein Instrument des Handelns und der Macht. Saussures Modell und seine Voraussetzungen zu akzeptieren, heißt, die soziale Welt als ein Universum des symbolischen Tauschs zu behandeln und das Handeln auf einen Kommunikationsakt zu reduzieren, der wie Saussures Sprechen dazu bestimmt ist, mit Hilfe einer Chiffre oder eines Codes – Sprache oder Kultur – dechiffriert zu werden.¹

Will man mit dieser Sozialphilosophie brechen, muss man zeigen, dass es durchaus legitim sein kann, die Sozialbeziehungen – und die Herrschaftsbeziehungen selber – als symbolische Interaktionen zu behandeln, das heißt als Kommunikationsbeziehungen, die Kenntnis und Anerkenntnis voraussetzen; es darf dabei jedoch nicht vergessen werden, dass die Kommunikationsbeziehungen *par excellence*, nämlich der sprachliche Austausch, auch symbolische Machtbeziehungen sind, in denen sich die Machtverhältnisse zwischen den Sprechern oder ihren jeweiligen sozialen Gruppen aktualisieren. Kurz, man muss die übliche Alternative zwischen Ökonomismus und Kulturalismus überwinden, um zu versuchen, eine Ökonomie des symbolischen Tauschs zu entwickeln.

Jeder Sprechakt und allgemeiner jede Handlung ist eine bestimmte Konstellation von Umständen, ein Zusammentreffen unabhängiger Kausalreihen: auf der einen Seite die – gesellschaftlich bestimmten – Dispositionen des sprachlichen Habitus, die eine bestimmte Neigung zum Sprechen und zum Aussprechen bestimmter Dinge einschließen (das Ausdrucksstreben), und eine gewisse Sprachfähigkeit, die als sprachliche Fähigkeit zur unendlichen Erzeugung grammatisch richtiger Diskurse und, davon nicht zu trennen, als soziale Fähigkeit zur adäquaten Anwendung dieser Kompetenz in einer bestimmten Situation definiert ist; auf der anderen Seite die Strukturen des sprachlichen Marktes, die sich als ein System spezifischer Sanktionen und Zensurvorgänge durchsetzen.

¹ Ich habe an anderer Stelle versucht, das epistemologische Unbewusste des Strukturalismus zu analysieren, das heißt die Voraussetzungen, die Saussure ganz bewusst in die Konstruktion des eigentlichen Objekts der Linguistik hineingenommen hat, die aber von den späteren Anwendern von Saussures Modell vergessen oder verdrängt worden sind (siehe P. Bourdieu, *Le sens pratique*, Paris, Editions de Minuit, 1980, S. 51 f)

Dieses einfache Modell der sprachlichen Produktion und Zirkulation als Verhältnis der sprachlichen Habitus zu den Märkten, auf denen sie ihre Produkte anbieten, soll die eigentliche sprachliche Analyse des Codes weder entwerfen noch ersetzen; es macht jedoch die Irrtümer und Fehlschläge verständlich, denen die Sprachwissenschaft anheimfällt, wenn sie dem Sprechen in seiner konstellationsabhängigen Einzigartigkeit gerecht zu werden versucht, indem sie von nur einem der beteiligten Faktoren ausgeht, nämlich von der eigentlichen Sprachkompetenz, die sie abstrakt definiert, das heißt losgelöst von allem, was sie den sozialen Bedingungen ihrer Produktion schuldet. Solange sie die grundlegende Grenze ihrer Wissenschaft nicht kennen, haben die Sprachwissenschaftler nämlich keine andere Wahl, als verzweifelt in der Sprache zu suchen, was doch in die Sozialbeziehungen gehört, in denen sie ihre Funktion erfüllt, oder sich unbewusst als Soziologen zu betätigen, das heißt, das Risiko einzugehen, in der Grammatik selber etwas zu entdecken, was überhaupt erst von der Spontansozio­logie der Sprachwissenschaftler unbewusst in sie hineingetragen worden ist.

Die Grammatik definiert den Sinn nur ganz partiell, und erst in der Beziehung zu einem Markt wird die Bedeutung der Rede vollständig bestimmt. Einen Teil der Bestimmungen – und nicht den geringsten –, die zur praktischen Definition des Sinns führen, erfährt die Rede automatisch und von außen. Ursprung des objektiven Sinns, der in der sprachlichen Zirkulation erzeugt wird, ist zunächst der Distinktionswert, der sich aus der Beziehung ergibt, die die Sprecher bewusst oder unbewusst zwischen dem von einem gesellschaftlich bestimmten Sprecher angebotenen sprachlichen Produkt und den in einem bestimmten sozialen Raum gleichzeitig angebotenen Produkten herstellen. Dazu kommt die Tatsache, dass das sprachliche Produkt erst dann wirklich zur Mitteilung wird, wenn es als solches behandelt, das heißt dechiffriert wird, und dass die Interpretationsschemata, die die Empfänger bei der schöpferischen Aneignung des angebotenen Produkts anwenden, mehr oder weniger stark von denen abweichen können, die für die Produktion maßgebend waren. Über diese – unvermeidlichen – Effekte ist der Markt am Zustandekommen nicht nur des symbolischen Werts, sondern auch des Sinns des Diskurses beteiligt.

Auch die Frage des Stils ließe sich aus dieser Sicht neu stellen: Diese „individuelle Abweichung von der sprachlichen Norm“, diese besondere Ausformung, durch die die Rede distinktive Merkmale bekommen soll, ist etwas Wahrgenommenes, das nur in der Beziehung zu wahrnehmenden Subjekten mit eben diesen diakritischen Dispositionen existiert, die es ihnen erlauben, *Unterschiede* zwischen verschiedenen *Sprechweisen* zu machen, zwischen distinktiven Sprechkünsten. Folglich existiert der Stil, ob es sich nun um Lyrik im Vergleich zur Prosa oder um die Diktion einer (Gesellschafts-, Geschlechts- oder Generationen-)Klasse im Vergleich zur Diktion einer anderen Klasse handelt, nur in Beziehung zu sozialen Akteuren mit eben jenen Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata, durch die er überhaupt erst zu einer solchen Gesamtheit synkretistisch wahrgenommener systematischer

Unterschiede werden kann. Nicht „die Sprache“ zirkuliert auf dem sprachlichen Markt, sondern Diskursformen, die stilistisch zugleich von Seiten der Produktion bestimmt sind, soweit sich nämlich jeder Sprecher einen Idiolekt mit der gemeinsamen Sprache schafft, als auch von Seiten der Rezeption, soweit jeder Empfänger dazu beiträgt, die Mitteilung zu *erzeugen*, die er wahrnimmt und bewertet, indem er alles in sie hineinträgt, woraus seine Erfahrung individuell und kollektiv besteht. Für jeden Diskurs gilt, was nur über den lyrischen gesagt worden ist, dessen größte Wirkung – wenn er glückt – darauf beruht, dass er bei jedem Individuum andere Erfahrungen wachruft: Gerade weil die Konnotation – im Unterschied zur Denotation, die den „Anteil des Gleichbleibenden und allen Sprechern Gemeinsamen“² darstellt – in einer gesellschaftlich bestimmten Beziehung entsteht, in die die Empfänger die ganze Vielfalt ihres Instrumentariums der symbolischen Aneignung einbringen, spricht sie die Einzigartigkeit der individuellen Erfahrung an. Es ist das Paradox der Kommunikation, dass sie ein gemeinsames Medium voraussetzt, aber ihr Ziel nur erreicht, wenn sie – wie an dem Grenzfall gut zu sehen ist, bei dem es, wie oft bei der Lyrik, um die Vermittlung von Gefühlen geht – einmalige, das heißt sozial geprägte Erfahrungen erzeugt oder wiederaufleben lässt. In allen seinen vom Wörterbuch ausgewiesenen Verwendungen hat das Wort als ein neutralisiertes Produkt der Praxisbezüge, in denen es sich eigentlich bewegt, keine soziale Existenz: In der Praxis existiert es jedoch immer nur eingebettet in Sprechsituationen, und zwar in einem solchen Maße, dass der Bedeutungskern, der durch die Vielfalt der Märkte hindurch relativ unverändert erhalten bleibt, unbemerkt bleiben kann.³ Wie Vendryès bemerkt hat, wäre Sprechen, wenn die Wörter immer alle Bedeutungen

² Siehe G. Mounin, *La communication poétique, précédé de Avez-vous lu Char?* Paris: Gallimard, 1969, S. 21–26.

³ An der Fähigkeit, die verschiedenen Bedeutungen eines Wortes gleichzeitig zu erfassen (die oft mit den so genannten Intelligenztests gemessen wird), und erst recht an der Fähigkeit, sie praktisch zu handhaben (z. B. durch die bei den Philosophen so beliebte Reaktivierung der ursprünglichen Bedeutung alltäglicher Wörter), lässt sich gut jene typische gehobene Sprachfähigkeit messen, die von der Situation absehen und den praktischen Bezug aufbrechen kann, der ein Wort mit einem praktischen Kontext verbindet, und es so auf eine seiner Bedeutungen festlegt, um das Wort an sich und für sich zu betrachten, das heißt als geometrischen Ort aller möglichen Beziehungen zu Situationen, die auf diese Weise als ebenso viele „Sonderfälle des Möglichen“ behandelt werden. Diese Fähigkeit, verschiedene sprachliche Varianten sukzessiv und vor allem gleichzeitig spielen zu lassen, gehört wahrscheinlich deshalb zu den besonders ungleich verteilten Fähigkeiten, weil die Beherrschung der verschiedenen sprachlichen Varianten und vor allem das Verhältnis zur Sprache, das seine Voraussetzung ist, nur unter bestimmten Existenzbedingungen erworben werden kann, in denen ein distanziertes und spielerisches Verhältnis zur Sprache überhaupt möglich ist (siehe die Analyse der je nach sozialer Herkunft variierenden *Bandbreite des sprachlichen Registers*, das heißt des Grades der Beherrschung der unterschiedlichen sprachlichen Varianten, in: P. Bourdieu u. J. C. Passeron, *Rapport pédagogique et communication*).

auf einmal hätten, ein einziges Wortspiel; wären aber, wie bei Französisch „louer“ von Lateinisch *locare*, mieten, und Französisch „louer“ von Lateinisch *laudare*, loben, alle ihre möglichen Bedeutungen vollkommen unabhängig voneinander, gäbe es überhaupt keine Wortspiele (und schon gar keine ideologischen)⁴. Die verschiedenen Bedeutungen eines Wortes werden über die Beziehung seines unveränderlichen Kerns zu der spezifischen Logik der verschiedenen Märkte definiert, deren eigene Stellung sich objektiv über ihr Verhältnis zu demjenigen Markt bestimmt, auf dem die allgemeinste Bedeutung definiert wird. Nur für das geschulte Bewusstsein, das sie freilegt, indem es die organische Verbindung zwischen Sprachkompetenz und Markt aufbricht, existieren sie gleichzeitig und nebeneinander.

Religion und Politik ziehen ihre größten ideologischen Effekte aus den Möglichkeiten der Polysemie, die in der sozialen Ubiquität der legitimen Sprache angelegt ist. Die Wörter, die Allgemeinbegriffe genannt werden – Arbeit, Familie, Mutter, Liebe – bekommen, da sich Angehörige derselben „Sprachgemeinschaft“ nun einmal, so gut es eben geht, derselben Sprache und nicht verschiedener Sprachen bedienen, in einer differenzierten Gesellschaft in Wirklichkeit unterschiedliche, ja antagonistische Bedeutungen – und aufgrund der Vereinheitlichung des sprachlichen Marktes entstehen sicherlich immer mehr Bedeutungen für dieselben Zeichen.⁵ Bachtin erinnert daran, dass diese Allgemeinbegriffe unter revolutionären Verhältnissen entgegengesetzte Bedeutungen bekommen. Es gibt nämlich keine neutralen Wörter: Untersuchungen zeigen zum Beispiel, dass Adjektive, die üblicherweise zur Charakterisierung des Geschmacks benutzt werden, je nach Klasse unterschiedliche, manchmal sogar entgegengesetzte Bedeutungen bekommen. Das Wort „gepflegt“, von den Kleinbürgern gern benutzt, weisen die Intellektuellen von sich, denen gerade das nach Kleinbürger *aussieht*, engstirnig, kleinkariert. Die Polysemie der Sprache der Religion und ihr ideologischer Effekt der *Vereinigung der Gegensätze* oder der Leugnung von Trennungen hängen damit zusammen, dass es ihr gelingt – um den Preis der *Uminterpretationen*, zu denen es immer kommt, wenn die gemeinsame Sprache von Sprechern mit unterschiedlichen Positionen im sozialen Raum, also mit unterschiedlichen Intentionen und Interessen produziert und rezipiert wird – zu allen sozialen Gruppen zu sprechen und von allen gesprochen zu werden, im Gegensatz zur Sprache der Mathematik, die die Eindeutigkeit des Wortes Gruppe nur wahren kann, wenn sie strikt über die Homogenität der Gruppe der Mathematiker wacht. Die so genannten Weltreligionen sind

⁴ J. Vendryès, *Le langage. Introduction linguistique à l'Histoire*. Paris: Albin Michel, 1950, S. 208.

⁵ Die Erfordernisse der Produktion und selbst der Herrschaft erzwingen ein Minimum an Kommunikation zwischen den Klassen, also den Zugang auch der Bedürftigsten (z. B. der Immigranten) zu einer Art lebensnotwendigem Minimum an Sprache.

nicht im selben Sinne und nicht zu denselben Bedingungen *universell* wie die Wissenschaft.

Der Rückgriff auf eine neutralisierte Sprache ist immer dann geboten, wenn es darum geht, zwischen Akteuren oder Gruppen von Akteuren mit ganz oder teilweise unterschiedlichen Interessen zu einer praktischen Übereinkunft zu kommen: in erster Linie heißt das natürlich im Feld der legitimen politischen Auseinandersetzungen, aber auch bei den Transaktionen und Interaktionen des täglichen Lebens. Die Kommunikation zwischen Klassen (oder zwischen ethnischen Gruppen in kolonialen oder semikolonialen Gesellschaften) ist immer kritisch für die hierbei verwendete Sprache, welche es auch sei. Sie provoziert nämlich leicht einen Rückfall in die am offensten mit sozialen Konnotationen aufgeladene Bedeutung: „Wenn man in Gegenwart von einem, der frisch vom Land kommt, ‚Bauer‘ sagt, weiß man nie, wie er das aufnimmt.“ Damit gibt es keine unschuldigen Wörter mehr. Dieser objektive Demaskierungseffekt bricht die scheinbare Einheit der Alltagssprache auf. Jedes Wort, jede Redewendung droht, antagonistische Bedeutungen zu bekommen, je nachdem, wie Sender und Empfänger sie aufnehmen. Der ständig drohende „Patzer“, durch die sich ein sorgsam über Strategien wechselseitiger Schonung aufrechterhaltener Konsens im Nu in Luft auflösen kann, gehört zur Logik der verbalen Automatismen, die unter der Hand auf den Alltagsgebrauch und alle damit verbundenen Wertungen und Vorurteile zurückführen.

Das Verständnis der symbolischen Wirkung der Sprache von Politik oder Religion wäre aber unvollkommen, wollte man sie auf den Effekt von Missverständnissen reduzieren, die völlig entgegengesetzte Individuen dazu bringen, sich in derselben Botschaft zu erkennen. Gehobene Diskurse können ihre Wirkung auch aus der verborgenen Entsprechung ziehen, die zwischen der Struktur des sozialen Raums, in dem sie erzeugt werden – des politischen, künstlerischen oder philosophischen Feldes – und der Struktur des Feldes der sozialen Klassen bestehen, in dem sich die Empfänger befinden und auf das sie sich bei der Deutung der Botschaft beziehen. Die Homologie zwischen den grundlegenden Gegensätzen spezieller Felder und den Gegensätzen des Feldes der sozialen Klassen ist der Ursprung einer essentiellen Amphibologie, die besonders deutlich wird, wenn die esoterischen Diskurse, sobald sie sich außerhalb ihres engeren Feldes verbreiten, gewissermaßen automatisch verallgemeinert werden und damit nicht mehr nur Worte von Herrschenden und Beherrschten des einen spezifischen Feldes sind, sondern zu Worten werden, die für alle Herrschenden und alle Beherrschten gelten.

Dennoch muss die Sozialwissenschaft die Autonomie der Sprache, ihre spezifische Logik und ihre besonderen Funktionsregeln zur Kenntnis nehmen. Insbesondere die symbolischen Wirkungen der Sprache sind nicht zu verstehen, wenn man die tausendfach belegte Tatsache außer Acht lässt, dass die Sprache der größte formale Mechanismus mit unbegrenzter schöpferischer Kapazität ist. Es gibt nichts, was sich nicht sagen ließe, und das Nichts kann gesagt werden. Man kann in der Sprache, das heißt in den Grenzen

der Grammatikalität, alles ausdrücken. Seit Frege ist bekannt, dass Wörter einen Sinn haben können, ohne auf irgendetwas zu verweisen. Dies besagt, dass formale Richtigkeit über *semantische Abgehobenheit* hinwegtäuschen kann. Alle religiösen Theologien und alle politischen Theodizeen haben sich die Tatsache zunutze gemacht, dass die schöpferische Kapazität der Sprache die Grenzen der Intuition oder der empirischen Verifizierbarkeit überschreiten kann, um *formal* richtige, aber semantisch leere Diskurse zu produzieren. Den Grenzfall aller Situationen des *Setzens* von Sinn stellen die Rituale dar, in denen über eine fachliche Kompetenz, die ganz unzulänglich sein kann, soziale Kompetenz geltend gemacht wird, nämlich die Kompetenz des legitimen Sprechers, der autorisiert ist, zu sprechen und mit Autorität zu sprechen; Benveniste hat darauf hingewiesen, dass die Wörter, die in den indoeuropäischen Sprachen dazu dienen, Recht (französisch „droit“) zu sprechen, mit der Wurzel „sprechen“ (französisch „dire“) zusammenhängen. Das rechte, das formal richtige, Sprechen erhebt von daher – und durchaus mit nennenswerten Aussichten auf Erfolg – den Anspruch, Recht zu sprechen, das heißt, zu sagen, was sein soll. Wer wie Max Weber dem magischen oder charismatischen Recht des gemeinsamen Schwurs oder des Gottesurteils ein auf Berechenbarkeit und Vorhersehbarkeit gegründetes Recht entgegensetzt, vergisst, dass auch das durch und durch rationalisierte Recht nie etwas anderes ist als ein geglückter Akt sozialer Magie.

Die Sprache des Rechts ist schöpferisches Wort, das dem, was es ausspricht, Existenz verleiht. Es ist der Grenzfall, zu dem alle performativen Aussagen tendieren, alle Segnungen, Verfluchungen, Anordnungen, Wünsche oder Beschimpfungen: Das heißt, es ist Wort Gottes und von Gottes Gnaden, das wie der *intuitus originarius*, den Kant Gott zuschrieb, dem Existenz verleiht, was es ausspricht, und damit im Gegensatz zu allen abgeleiteten, konstatierenden Aussagen steht, der simplen Wiedergabe des bereits Existierenden. Man sollte nie vergessen, dass die Sprache aufgrund ihrer unendlichen schöpferischen, aber auch *ursprünglichen* Kapazität im Sinne Kants, die von ihrer Macht herrührt, Existenz zu verleihen, indem sie die kollektiv anerkannte und somit real gewordene Repräsentation der Existenz erzeugt, wohl das Medium *par excellence* des Traums von der absoluten Macht ist.